

EIN FALL FÜR DIE PASTORAL? – Eigentlich fühle ich mich nicht würdig – ein zu pathetisches Wort, doch will mir kein besseres einfallen –, über meine Altersfrömmigkeit, die mir recht kümmerlich erscheint, etwas auszusagen. Doch sollte man wohl in unserer hektischen Zeit jeder Aufforderung zur Selbstbesinnung nachkommen; sie kann nur Gewinn bringen.

Obwohl ich längst nicht mehr die Meinung der Psychoanalytiker teile, jede Lebensäußerung wurzele in Kindheitserlebnissen, bin ich doch nach wie vor davon überzeugt, daß der Mensch sein Gottesbild nach dem Bilde des leiblichen Vaters formt, und daß der Keim zu Grundvertrauen und Grundmißtrauen bereits in der frühkindlichen Entwicklungsphase gelegt wird. So benediete ich eine Mitschülerin, die ihren im Kriege gefallenen Vater gar nicht gekannt hatte und mir halb stolz, halb traurig, sein Porträt zeigte, das im Wohnzimmer einen Ehrenplatz einnahm. An dieser Stelle klappte für mich ein dunkles Loch – nein, viel schlimmer: Die arrogante Lebemansphysiognomie meines Vaters lächelte mich aus dem Familienalbum an (man hatte sein Bild erst später daraus entfernt), genau so ironisch wie an jenem Abend, als ich dreijährig mit meiner Mutter sein Haus verließ – meine erste Kindheitserinnerung!

Vielleicht wäre dieses Trauma langsam geheilt, wenn er nach der Scheidung meiner Eltern ganz aus meinem Leben verschwunden wäre; doch mein Schulweg führte mich an seiner Praxis vorbei, wir sahen uns öfters, doch er sprach mich nie an. Obwohl er finanziell sehr gut gestellt war, versuchte er mit immer neuen Finten, sich seiner Unterhaltsverpflichtung zu entziehen, und nur der zähe Einsatz meines großartigen Vormunds, eines jüdischen Rechtsanwalts, ermöglichte die Finanzierung meiner Ausbildung.

Wen wollte es wundern, wenn ich unbewußt dieses negativ besetzte Vaterbild auf die Züge jenes höheren Wesens projizierte, das man uns gelehrt hatte, im Gebet Vater zu nennen. So blieb Gott für mich lange Jahre trotz religiöser

Unterweisung und späterem Selbststudium religiöser Literatur der rächende Gott des Alten Testaments, der auch geringe Vergehen nicht ungestraft ließ. Mit dem mir eigenen Hang zum Perfektionismus, den ich selbst oft als lästig empfinde, versuchte ich, seinen unerbittlichen Forderungen Genüge zu tun, so gut es eben ging. Gottes absoluter Anspruch – »Wer nicht für mich ist, ist wider mich« – machte mir bange, während mich großmütig-versöhnliche Bilder wie in den Gleichnissen vom verlorenen Sohn oder den Arbeitern im Weinberg wenig beeindruckten. Die Briefe des Paulus fanden in ihrer leidenschaftlichen Unbedingtheit ebenso meine Zustimmung, wie mich etwa seine Forderung an den Christen erschreckte, sich so aufs äußerste anzustrengen wie der Läufer in der Rennbahn – meine eigenen Bemühungen erfolgten eher im gemächlichen Spazierschritt!

Besondere Angst flößte mir als Kind der Spruch ein: »Wen Gott liebt, den züchtigt er«, und ich hätte mich am liebsten ganz klein gemacht, möglichst unsichtbar, um *dieser* Art von Liebe zu entgehen. Offensichtlich wandte Gott meiner Familie, die von schwersten Schicksalsschlägen getroffen wurde – später drängte sich mir oft der Vergleich mit den Geschehnissen der griechischen Tragödie auf – seine besondere Liebe zu.

Ich hätte mir, bis heute allem patriarchalischen Gebaren feindlich gesonnen, einen Gott gewünscht, der seine Kinder mit mütterlicher Liebe statt mit väterlicher Strenge führte. Meine eigene Mutter war nach dem Verlust ihres Vermögens durch die Inflation zur Berufstätigkeit gezwungen, dabei jung und lebenslustig und wenig um ihr Kind besorgt. Das Verhältnis zu meinen Eltern ist am besten gekennzeichnet durch eine kleine List, die ich mir ausdachte. Einem Gebet, das wir in der Schule sprachen – es schloß mit den Worten: »... und lasse uns in der ewigen Seligkeit unsere Eltern wiedersehen«, fügte ich in Gedanken schnell das Wörtchen »nicht« hinzu, also »*nicht wiedersehen*«. Die Vorstellung, in der unausdenkbar langen Ewigkeit mit diesen unsympathischen Menschen zusammensein zu

müssen, war mir über alle Maßen schrecklich.

Meine Religionslehrer brachte ich regelmäßig in Verlegenheit durch die Frage nach der Begründung des vierten Gebots. Schließlich müsse man doch *alle* anständigen Menschen ehren, und die Eltern auch nur dann, wenn sie sich dessen würdig erwiesen haben. Auf die Erklärung, daß die Eltern einem das Leben und damit die Anwartschaft auf die ewige Seligkeit geschenkt hätten, antwortete ich, daß viele Menschen ihr Leben wohl nur einem den Eltern sehr unangenehmen Zufall verdankten, und daß es überdies genug unglückliche Leute gäbe, die lieber nicht gelebt hätten – eine Schülerantwort, die zur damaligen Zeit als überaus subversiv mißbilligt wurde.

Es versteht sich von selbst, daß in einer solchen Kindheit nicht die »Einübung« in eine bergende Frömmigkeit erfolgen konnte. Frühkindliche Frustrationen haben mich zu einem »alten« Kind gemacht, das manche Entwicklungsstufe übersprungen hat, und dessen Blick kritisch geschärft war für alle Bosheiten, die Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Vorgesetzte und Untergebene einander antun können.

Wahrscheinlich wäre ich ein verbitterter, mißtrauischer Mensch geworden, wenn mich nicht meine Großmutter bei sich aufgenommen hätte; eine alte Frau, die ihren Mann und sechs Kinder begraben hatte, schwer leidend, dabei klug, aufgeschlossen und mir mit großer Liebe zugetan. Bedingt durch ihre Krankheit war oft tagelang kaum eine Kommunikation möglich. Dann lag sie stundenlang mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, und ich fühlte instinktiv, daß sie betete, und daß ich in ihrem Gebet eingeschlossen war – meine ersten Erlebnisse einer transzendentalen Geborgenheit.

Sie grübelte viel über ihr freudloses Leben nach, immer wieder die Frage umkreisend, ob man gewisse Ereignisse als göttliche Fügung betrachten müsse, oder ob man sie durch eigenes schuldhaftes Versagen verursacht habe – ein Problem, das mich übrigens noch heute, nach vielen Jahrzehnten, oft beschäftigt.

Häufig reflektierte meine Großmutter über das Wesen der Frömmigkeit, nicht bedenkend, daß sie ihrer kleinen Zuhörerin mehr als ein halbes Jahrhundert Erfahrung voraus hatte.

Den Anlaß lieferten Personen unserer Verwandtschaft, die sich allzu sicher im Besitz des wahren Glaubens und daher autorisiert fühlten, ihren Mitmenschen gehörig die Leviten zu verlesen, nicht eingedenk des Scherzwortes, daß Jesus seinen Jüngern nicht den Kopf, sondern die Füße gewaschen habe; oder andere Menschen, die introvertiert ihre eigene Religiosität pflegten, ohne jegliche Anteilnahme am Schicksal der Menschen auch ihrer nächsten Umgebung.

Wir ungleichen Gesprächspartner waren uns einig, daß man den wahren Frommen nur an seinem mitmenschlichen Verhalten erkennen könne, und daß Frömmigkeit nicht an ein bestimmtes religiöses Bekenntnis gebunden ist. Dafür lieferten uns liebe Bekannte, die nicht unseres Glaubens oder sogar ungläubig waren, in ihrer selbstverständlichen Hilfsbereitschaft unvergeßliche Beweise.

Diese religiösen Spekulationen einer alten Frau mit einem kleinen Mädchen haben nachhaltig auf mein ganzes Leben gewirkt.

Der Kirchenbesuch war meiner Großmutter wegen ihres Leidens seit vielen Jahren nicht mehr möglich; daher konnte sie mich vor meiner Einschulung nie zum Gottesdienst führen. Mein eigenes Verhältnis zur Kirche blieb im Formalistischen stecken, in der Erfüllung der vorgeschriebenen tradierten Übungen. Daran vermochte auch die stark emotional gefärbte Frömmigkeit der Nonnen nichts zu ändern, deren sehr gute Schule ich später besuchte. Es betrückte sie unter anderem, daß ich nicht der Kongregation junger Mädchen beitreten wollte, die wir respektlos »Schwan im Blauband« – nach einer bekannten Margarine-Marke – nannten, da die Mitglieder in weißen Kleidern mit blauen Schärpen vor dem Altar standen.

Eine gute Portion individualistischer Eigenwilligkeit mag wohl schuld daran gewesen sein, daß ich es unterlassen habe; vielleicht auch die bedauerliche Tatsache, daß ich selten ein engeres Verhältnis zu meiner »peer-group«, zur Gruppe der Gleichaltrigen, gefunden habe. Vor allem lag es wohl aber daran, daß mir die Dinge des Glaubens zu privat, das Verhältnis jedes einzelnen zu Gott ganz ausschließlich und ständig neuer Reflexion unterworfen schien, um es mit anderen teilen zu können.

Daher blieb mir auch bedauerlicherweise der Zugang zum Gemeindeleben versperrt; gewiß ist, daß ich mich überdies zu wenig darum bemüht habe.

Nur in meiner Studienzeit, die in die ersten Jahre des Naziregimes fiel, habe ich meine Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Gläubigen stärker empfunden. Die Freude, dem Schulzwang entronnen zu sein und endlich am freien Lernen und Leben der Universität teilnehmen zu können, wich schnell einer enttäuschten Bedrücktheit, als ich erkannte, daß der nationalsozialistische Ungeist sich anschickte, auch vom akademischen Leben Besitz zu ergreifen. Das martialisch-lärmende Gebaren der Studienkollegen vom Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund in ihren braunen und schwarzen Uniformen, die mit markigem Stiefelschritt die Flure beherrschten, sich im Hörsaal mit zackigem »Heil Hitler!« begrüßten und dabei ein wachsames Auge auf die »anderen« hatten, erschreckte mich; mit Widerwillen und Empörung erfüllte ich die Vorschrift, an verschiedenen politischen Veranstaltungen teilzunehmen, die mit dem Studium nichts zu tun hatten: sogenannte »Volkstumsarbeit«, Schulungslager, Landdienst oder Sport, in den auch Schießübungen eingeschlossen waren. Wer nicht an diesen Pflichtübungen teilnahm, durfte das nächste Semester nicht belegen.

Das wäre alles noch hingegangen, wenn man nicht immer wieder Kenntnis bekommen hätte von Tragödien, die sich lautlos abspielten, z.B. die Entfernung sehr beliebter jüdischer Professoren von ihren Lehrstühlen, oder das plötzliche Verschwinden einer Freundin, einer stillen, jungen Medizinerin. Sie stand einer religiösen Gemeinschaft von Studentinnen vor, die sich sozialen Aufgaben verschrieben hatte. Unsere Freundin kehrte von einer Tagung ihrer Organisation nicht mehr zurück. Viel später erfuhren wir, daß man sie und ihre Gefährtinnen von der Tagung weg in ein Lager gebracht und dort monatelang festgehalten hatte. Nach längerem Aufenthalt in einer Nervenklinik lebte sie verstört und gebrochen unter der Obhut ihrer Eltern. An ein Weiterstudium, das man ihr verboten hatte, wäre in ihrem Zustand ohnehin nicht zu denken gewesen.

Daneben beunruhigten mich in jener Zeit noch andere schreckliche Vorkommnisse: das plötzliche Verschwinden meines gütigen Vormunds. Als ich ihn wieder einmal in seiner Kanzlei besuchen wollte, empfingen mich leere Räume; die immer häufigeren Selektionen Geisteskranker durch eine in regelmäßigen Abständen anreisende Ärztekommision und ihre Deportation zur Vernichtung, von denen mir ein Freund, Oberarzt an einer Psychiatrischen Klinik, wiederholt erzählte.

Diese unheimlichen Geschehnisse – für eine Achtzehnjährige schwer zu verarbeiten – wurden erträglicher gemacht durch die zwanglose Gruppenbildung Gutgesinnter in den Universitätsseminaren, ob sie nun Religiöse oder Liberale waren. Vor allem in der Studentengemeinde, wo sich Kräfte des inneren Widerstandes unter der Führung des Studentenseelsorgers sammelten, der in seiner Eigenschaft als Sekretär des Vorsitzenden der Bischofskonferenz über die Greuelataten der Machthaber sehr gut orientiert war. Er vermittelte uns jungen Leuten nicht nur Informationen über die nationalsozialistischen Verbrechen, sondern aus der Kraft des Glaubens auch die Fähigkeit zur Auseinandersetzung mit der Macht des Bösen, die sich darin offenbarte.

In dieser Zeit lernte ich auch meinen Mann kennen, der sich bereits als Schüler führend in der katholischen Jugendbewegung profiliert hatte und als Student wegen seiner Aktivität sogar Haussuchungen durch die Geheime Staatspolizei über sich ergehen lassen mußte. Sehr beeindruckend, wenn auch meiner Wesensart fremd und nicht nachvollziehbar, war seine unbeirrbar, fast möchte ich sagen »genuine« Frömmigkeit, die alle Widrigkeiten des Krieges überdauerte und, noch erstaunlicher, weiter standhielt, als Intrigen und Verleumdungen durch kirchliche Kreise die Berufsausübung und damit die Existenz der Familie schwer gefährdeten. Lange Zeit versuchte ich, es ihm nachzutun, bis ich erkannte, daß man auch oder gerade auf diesem Gebiet immer wieder an die Grenzen des eigenen Wesens stößt. Jedenfalls stand das Maß meiner sporadischen Anstrengungen in keinem Verhältnis zum Erfolg, den ich in einem stetigen, durch nichts zu erschütternden Gottvertrauen sehe.

Die religiöse Unterweisung meiner Kinder forderte mir selbst immer wieder eine Klärung meines eigenen Standpunktes ab. Ich habe mich bemüht, sie in christlichem Geiste zu erziehen, sie zum Vollzug der gebotenen Frömmigkeitsübungen anzuhalten, mit ihnen über religiöse Dinge zu sprechen und ihnen ein Gefühl der Geborgenheit im Glauben zu vermitteln, das ich selbst gern sicherer besessen hätte.

Und dennoch – am besten kann ich es durch einen Vergleich aus der Musik veranschaulichen: Durch mein ganzes Leben zieht sich, wenn auch oft kaum vernehmbar und von anderen Stimmen übertönt, wie in der Chormusik der *cantus firmus*, die Grundstimme, eine gleichbleibende Verheißung von Schutz und Hilfe, deren Erfüllung auch einem geborenen Skeptiker in manchen Situationen greifbar nahe schien.

»Nah ist / Und schwer zu fassen der Gott. / wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch.«

Oft wurde mir die Wahrheit dieser Worte Hölderlins, des von Glücklosigkeit gezeichneten Dichters, deutlich. »Das Rettende« kann in vielerlei Formen von Gott, der »nah ist und schwer zu fassen«, gesandt werden: vor allem in der Freundschaft liebenswerter Menschen, als tatkräftige Hilfe und Rat in auswegloser Lage, als heilender Beistand in schwerer Krankheit, aber auch in kleinen Dingen, einem Brief, ein paar Blumen, einem Klavierkonzert und manchem anderen Trost in desolater Stimmung.

Bereits in den schwierigen Lebensbedingungen meiner frühen Jugend durfte ich häufig das Rettende erfahren, in den nächsten Jahrzehnten sollte ich oft genug darauf angewiesen sein. Durch die Folgen einer schweren Infektionskrankheit nach der Geburt meines ersten Kindes, das infolge ärztlichen Unvermögens starb, war ich ständig von medizinischer Hilfe abhängig und zu sehr eingeschränkter körperlicher Aktivität verurteilt.

Ein Kranker, zumal einer, den es in jungen Jahren trifft; braucht sehr lange Zeit, ehe er zu realisieren vermag, es könne sich bei seinem Leiden um einen Dauerzustand handeln. Erst allmählich, wenn in fortschreitender Zeit kaum eine Besserung zu verzeichnen ist, wird ihn

trotz aller familiären und ärztlichen Fürsorge immer mehr das Gefühl überkommen, ganz auf sich selbst zurückgeworfen zu sein.

Hier tut sich eine Leere auf mit verheißungsvollen Möglichkeiten, Ansatzpunkte für eine neue, vertiefte Form der Religiosität zu finden. Eine *anima naturaliter christiana*, eine von Natur aus christliche Seele, wie ein Kirchenvater die Beschaffenheit besonders begnadeter Seelen beschreibt, hätte sich in der Krankheitssituation ganz und gar Gott anheimgegeben und die langen, schweren Tage mit Frömmigkeitsübungen ausgefüllt. Da ich leider nicht zu diesen bevorzugten, natürlich-frommen Menschen gehöre, wollte mir ein solches Verhalten nicht gelingen. Wohl las ich öfters in der Bibel, besonders in den Psalmen; da bekam vieles, worüber ich früher hinweggelesen hatte, unter veränderten Aspekten tiefere Bedeutung, etwa der Beginn der Bergpredigt mit ihren Glücksverheißungen für die Unglücklichen. Erst jetzt erkannte ich die tiefe Weisheit des alttestamentlichen Spruches »Ein Geduldiger ist besser als ein Starker«; früher hätte ich ihn meinem etwas militanten Temperament entsprechend gewiß abgelehnt. Im übrigen sah ich meine Krankheit, die mir viele neue Erfahrungsdimensionen eröffnete, völlig rational, errechnete die Chancen, die mir noch blieben und fand mich mit der Gewißheit ab, nie mehr ganz gesund zu werden – ein Arrangement, das nicht ein für allemal getroffen werden kann, sondern das man sich täglich neu abringen muß.

Der Begriff der »Nachfolge Christi« oder des »Kreuztragens« – er wird so häufig für unvermeidliche Widrigkeiten des Alltags mißbraucht – erschien mir wie eine Profanierung.

So nahm ich auch die Schrecknisse des Kriegsendes und die spätere Vertreibung aus der Heimat mit ihrem Verlust an jeglichem Besitz als »Kollektivschicksal« recht gleichmütig auf.

Man kann diese Haltung stoisch oder fatalistisch nennen, jedoch keinesfalls fromm, denn auch viele Ungläubige tragen ihre Leiden mit bewundernswerter Fassung.

Wenn man Dankbarkeit gegen sein Geschick als nicht unwesentliches Element der Frömmigkeit betrachtet, könnte man mir wohl zu-

billigen, in all den Jahren fromm gewesen zu sein. Doch hier zweifle ich schon wieder, denn die Fähigkeit, dankbar zu sein, ist ja kein Verdienst, sondern ein Geschenk.

Dank erfüllte mich für das Rettende, das mich vor stumpfer Resignation und Verbitterung bewahrte, und das war nicht wenig. Meine physische Behinderung gab mir mehr Zeit, als es normalerweise möglich ist, mich mit meinen Kindern zu beschäftigen; in besseren Phasen hatte ich Gelegenheit, viel zu lesen und zu lernen, auch auf Gebieten, die zwar außerhalb meiner Ausbildung lagen, mich aber schon immer interessiert hatten. Schließlich konnte ich einige Arbeiten übernehmen, die mir Freude machten und mein Selbstwertgefühl etwas stärkten. Das letztere halte ich für besonders notwendig, zumal für einen Menschen, der ohnehin zu Minderwertigkeitskomplexen neigt, und vor allem für einen Kranken, der sich oft nutzlos fühlt, was ihm von mitleidig-taktlosen Menschen häufig genug bestätigt wird. Eine pseudo-christliche oder vielmehr ganz unchristliche Ausdeutung des Leistungsdenkens! Nach der Meinung dieser etwas simplen »Frommen« sollte der Lebensinn des Kranken nur in Demuts- und Gebetsübungen bestehen.

Die meisten vorgedruckten Gebete für alle Lebenslagen waren mir in ihrer altertümlichen, stereotypen Diktion bereits von Jugend an zu sentimental und fast nie meiner eigenen seelischen Verfassung entsprechend. Schon früh fand ich, vertraut mit Unglück und Leid, Zugang zu den Psalmen mit ihren verzweifelten Hilfeschreien aus Angst und Bedrängnis und ihrem durch keine Not zu erschütternden Vertrauen, das sich mir tröstlich mitteilte.

Das Thema »Gebeterhörung« – früher häufig diskutiert, auch mit geistlichen Freunden – war für mich mit der Zeit uninteressant geworden. Es wäre mir auch nicht in den Sinn gekommen, um konkrete Dinge zu beten, z. B. um meine Gesundheit oder um gute berufliche Chancen für Mann und Kinder; eher schon um die Gabe der Standhaftigkeit und des Vertrauens für mich und andere.

»Ziemlich nah vom Altar, aber stumm, ein verstockter Beter«, so möchte ich wie die Schriftstellerin Marie-Luise Kaschnitz meinen eigenen Standort definieren.

Wenn ich nun, wie schon so oft, meinem Hang zur kritischen Auseinandersetzung folge und zu Beginn des siebenten Lebensjahrzehnts Rechenschaft ablegen will über mein religiöses Leben, bin ich beschämt. Die ausschließliche Ausrichtung des ganzen Seins auf Gott, die als entscheidendes Kriterium der Frömmigkeit Vorrang hat vor dem eigenen Wohl und allen menschlichen Bindungen, ist mir trotz vieler Mühe nicht gelungen; von Spontaneität und Emotionalität im religiösen Bereich, die ich bei anderen Menschen bewundere, ganz zu schweigen. Wohl habe ich versucht, die Gebote und Verbote Gottes einzuhalten, was gemeinhin als Wesen der Frömmigkeit gilt. Doch das erscheint mit zu wenig, eben weil die Gottesliebe das eigentliche Kennzeichen des Frommen ist.

Immer wieder quälen Schuldgefühle wegen unwiederbringlicher Unterlassungen, doch lerne ich langsam und sehr spät, daß es trotz allen Versagens nur auf die Gewißheit ankommt, von Gott angenommen zu sein, woraus die Pflicht resultiert, auch das eigene, wenig geliebte Ich zu akzeptieren.

Die Botschaft Christi kulminiert in der Nächstenliebe. Man kann ja nicht nur durch sozialpolitische Maßnahmen oder neue psychotherapeutische Behandlungsweisen versuchen, das Leid aus der Welt zu schaffen, sondern auch durch unermüdliche Bemühungen, sich mit dem Elend seiner Mitmenschen zu identifizieren, auch wenn sie ihr Unglück selbst verschuldet haben. Verstehen fällt im Alter leichter, da man, die vielen Fehler des eigenen Lebens bedenkend, milder im Urteil über andere geworden ist.

Daß jeder Mensch die Welt dort, wo er hingestellt worden ist, ein wenig besser machen kann, habe ich in jungen Tagen am Wirken eines Geistlichen erfahren, der als Pfarrer im verrufensten Viertel der Altstadt amtierte, im Bezirk der Ganoven, Dirnen und sozial Schwächsten. Der früh Verstorbene ist mir wie wenige andere Menschen in seiner schlichten Frömmigkeit zum verehrten, doch nicht erreichten Vorbild geworden.

Zeit lebens zwischen »Ungewißheit und Wagnis« gestellt, wie der Philosoph Peter Wust den Zustand des gefährdeten Menschen in der

Welt kennzeichnet, habe ich mir immer gewünscht, gleich den in der Hoffnung Geborenen leben zu können.

Statt eines gewissen Fatalismus fehlte mir zur wahren Frömmigkeit eher Ergebung, Vertrauen und Hoffnung. Solange ich lebe, will ich mich darum bemühen.

Barbara Franke

**KLEINE KORREKTUR.** – SEHR GEEHRT Herr P. Diederich! Erst heute komme ich dazu, Ihnen für die eindringliche Einführung in die christologische und pneumatologische Dynamik der eucharistischen Liturgie zu danken, die Sie uns mit Ihrem Artikel über »das Gegenwärtigwerden Christi bei der Feier der Eucharistie«<sup>1</sup> geschenkt haben. Gegenüber einem Mißverständnis, das Eucharistie allmählich zur Selbstbeschäftigung der Gemeinde zu machen droht, haben Sie deren trinitarischen Charakter überzeugend herausgearbeitet und einen Leitfaden für den geistlichen Weg gegeben, auf den die eucharistische Feier den Gläubigen und die Kirche immer von neuem führen will.

Weil ich mir wünsche, daß diese wertvollen Gedanken weithin beachtet werden, liegt mir zugleich daran, einen kleinen Irrtum zu korrigieren, der an sich durchaus am Rand Ihrer Ausführungen steht und sie in ihrem Kern nicht tangiert; aber die angesprochene Sache als solche scheint mir doch von einiger Wichtigkeit. Sie schreiben auf Seite 501, die Messe sei nach dem alten Ritus zum Altar hin zelebriert worden, was soviel bedeute wie: zum Allerheiligsten hin. Dies war aber nie der Sinn der bisherigen Zelebrationsrichtung (die man auch schwerlich mit »Zuwendung zum Altar« kennzeichnen kann). Es wäre ja auch gegen jede theologische Logik, da in den eucharistischen Gaben der Herr während der Messe in derselben Weise gegenwärtig wird, wie er es in den aus der Messe kommenden Gaben im Tabernakel ist. Die Eucharistie würde dann von Hostie zu Hostie gefeiert, was offensichtlich sinnlos ist. Die innere Richtung der Eucharistie kann

immer nur dieselbe sein, nämlich von Christus im Heiligen Geist zum Vater hin – die Frage ist nur, wie man dies in der liturgischen Gebärde am besten ausdrückt.

Der positive Gehalt der alten Zelebrationsrichtung war also nicht die Orientierung auf den Tabernakel hin. Er lag in einem Zweifachen. Was wir heute »Abwendung des Priesters vom Volk« nennen, war – wie J.A. Jungmann mehrfach herausgestellt hat – seinem ursprünglichen Sinn nach Gleichwendung von Priester und Volk zum gemeinsamen Akt der trinitarischen Anbetung, wie sie liturgisch etwa von Augustinus nach der Predigt durch das Gebet »*Conversus ad Dominum*« eingeleitet wurde. Diese äußere Gleichrichtung hatte als ihren gemeinsamen Bezugspunkt die Zuwendung nach Osten, das heißt, sie beruhte auf einer Einbeziehung der kosmischen Symbolik in die gemeindliche Feier und dies ist ein Vorgang von einiger Wichtigkeit: Der wahre Raum und der wahre Rahmen der eucharistischen Feier ist der ganze Kosmos. Durch die »Orientierung« wurde diese kosmische Dimension der Eucharistie in der liturgischen Gebärde gegenwärtig. Der Osten – »*Oriens*« – war bekanntlich vom Zeichen der aufgehenden Sonne her gleichzeitig Auferstehungssymbol (und insofern nicht nur christologische Aussage, sondern Hinweis auf die Macht des Vaters und das Wirken des Heiligen Geistes) wie Darstellung der Parusie-Hoffnung. Die gemeinsame Wendung dorthin bringt also mit der kosmischen Orientierung zugleich eine auferstehungstheologische und darin trinitarische Deutung der Eucharistie sowie darin eine »parusiale« Auslegung, eine Theologie der Hoffnung, in der jede Messe Zugehen auf die Wiederkunft Christi ist. Kurz könnte man sagen: Die »Zuwendung zum Altar« war Ausdruck einer kosmisch-parusialen Sicht der eucharistischen Feier.

Gerechterweise muß man hinzufügen, daß die Einbeziehung der Symbolsprache des Kosmos ins sakramentale Geschehen in der Neuzeit immer mehr aus dem Bewußtsein gerückt und seit dem 19. Jahrhundert praktisch verschwunden war. Mit dem Verlust der »Orientierung« (Ostung) wurde die alte Zelebrationsrichtung allmählich aussagelos. Nur so ist der triumphale Siegeszug der neuen Zelebrations-

<sup>1</sup> In dieser Zeitschrift 6/78, S. 498–508.